

Predigt beim Bundesposaunenfest des Gnadauer Posaunenbundes Hamburg, 4. Mai 2014

Theo Schneider

Generalsekretär des Evangelischen Gnadauer Gemeinschaftsverbandes

„Gott nahe zu sein ist mein Glück.“ – Oder in der Luther-Übersetzung lautet die Jahreslosung: „Aber das ist meine Freude, dass ich mich zu Gott halte und meine Zuversicht setze auf Gott, den Herrn, dass ich verkündige all dein Tun“ (Ps. 73 ,28)

Drei Schritte: Zuerst – glauben aus gutem Grund

Der Vers stammt aus keiner – um es mal salopp zu sagen – Sonntagsrede, auch nicht aus einer erbaulichen Predigt. Er ist auch nicht das Ergebnis einer theologischen Erörterung. Nein, er ist viel tiefer geerdet. Der erste Beter dieses Psalms war ein geschlagener Mann – schweres Leid, Krankheitsnot, unerträgliche Situationen – und daneben die Zeitgenossen, denen es gut ging, die kein Verständnis für ihn hatten, die hinter vorgehaltener Hand sagten, irgendetwas könne doch bei ihm nicht stimmen, sei er nicht letztlich selbst daran schuld ... Wir kennen nicht die Details, wie sich dies damals zugetragen hat. Das ist übrigens das Gute bei vielen Psalmen; die Beschreibungen sind so deutlich und zugleich so weit, dass wir uns auch heute hindenken können, unsere Situationen hineinragen, ja, vielleicht plötzlich merken: Uns geht es genauso. Krankheit, Not, Familienkonflikte, Depressionen, Todesangst. Ja, der erste Beter dieses Verses war ein geschlagener Mann. Und wer immer es will, kann hineinschlüpfen in seine Worte.

Doch am Ende des Psalmes, mit dem Wort der Jahreslosung, steht ein überdeutliches Wort vom Glauben. Wie kommt der Beter dazu? Wie kann man dazu kommen? Wie ist so etwas möglich? Was ist der Grund seines Glaubens? Wie kann man solch eine Zuversicht bekommen?

Der Grund solchen Glaubens begegnet uns in diesem Verse in einem einzigen Wort. Es ist so unscheinbar, so gewöhnlich, so verbraucht, dass wir es im ersten Augenblick gar nicht merken. Der Beter spricht von Gott – nicht von irgendeinem, von dem man nichts Genaueres weiß, sondern hinter diesem Wort steht eine Geschichte, eine Wirklichkeit. Martin Luther macht das in seiner Übersetzung dadurch deutlich, dass er sagt „Gott, den Herrn“. Und in der Luther-Übersetzung ist das Wort HERR traditionell mit großen Buchstaben geschrieben, denn dort steht im Urtext „Jahwe“, der geheimnisvolle Gottesname vom brennenden Dornbusch. Ob wir diese Geschichte aus dem 2. Mose-Buch kennen? Mose, aus Ägypten geflohen, wei-det die Schafe in der Wüste, und plötzlich ist da ein brennender Dornbusch. Er begreift: Das ist etwas Besonderes. Der lebendige Gott spricht ihn an. Mose ist so mutig und fragt: Wer bist du? Wie ist dein Namen? Da stellt sich der unbekannt vor: Jahwe, der Gott, Abrahams,

Isaaks und Jakobs. Jahwe, das ist unübersetzbar. Ich bin, der ich bin. Ich bin für euch da. So hat man versucht, den Namen zu übersetzen. Kein Jude wagt ihn bis heute auszusprechen.

Der Beter ist dem lebendigen Gott begegnet. Dem Schöpfer Himmels und der Erde, der seine Geschichte mit Abraham, Isaak und Jakob, mit David und Israel hat. Dieser Gott hat den Beter angesprochen. Dieser Ruf ist der Grund seines Glaubens. Da ist eine Hand, die tragfähig ist, ganz egal wie es ihm gehen mag. Er meint es auf jeden Fall gut mit dem Beter.

Doch wir kennen nicht nur das Alte Testament, sondern die Geschichte ist ja noch weiter gegangen. Im Neuen Testament, in dem, was uns in den Evangelien erzählt wird, ist belegt: Der Gott, dessen Namen man nicht übersetzen kann, hat einen Namen und ein Gesicht bekommen. Jahwe, unübersetzbar, heißt Jesus, Gott rettet. Jesus ist der offenbare Name und das Gesicht Gottes. Martin Luther konnte sagen: „Ich kenne keinen anderen Gott, als den der in der Krippe gelegen hat und der am Kreuz hing.“ Jesus Christus ist der Grund unseres Glaubens. Seine Sterben und Auferstehen sind auch die Grundmarkierungen für uns heute. – Ob wir merken, welche Befreiung damit verbunden ist? Der Grund unseres Glaubens liegt nicht in uns – weil wir so gut und anständig sind, weil wir so gute Nerven haben, weil wir so fromm sind. Nein, und nochmals nein. Der Grund unseres Glaubens liegt außerhalb von uns, es ist Gott selbst, der uns in Jesus Christus anschaut und uns jeden Tag seine Liebe schenkt.

Und der zweite Schritt: Glauben mitten im Leben

Wir sprachen schon davon, dass das Psalmwort nicht im Urlaub niedergeschrieben wurde oder als Andacht auf einem frommen Kalenderblatt steht. Nein, es stammt mitten aus einem notvollen Leben. Das ist übrigens insgesamt das Großartige an der Heiligen Schrift. Wir werden nicht in einen frommen Freizeitpark geführt oder in eine Traumwelt entrückt, sondern die Heilige Schrift zeigt uns das menschliche Leben wie es ist – mit allen Schönheiten und allem Glanz, aber auch mit allen Dunkelheiten, Unschärfen und Ängsten. Man kann wirklich mit Fug und Recht sagen, wer die Welt und die Menschen verstehen will, der muss die Bibel lesen.

Glauben an den Gott, den wir in Jesus Christus kennen, und das mitten im Leben, das ist ein Anspruch und eine Zusage. Der Anspruch: Der Glaube kann und darf sich nicht begrenzen auf bestimmte Stunden und Augenblicke in unserem Leben, so sonntagsmorgen zur Gottesdienstzeit oder im Posaunenchor. Der Herr, der mit seinen Augen seiner Liebe auf uns schaut, will uns bestimmen in allen Bereichen unseres Lebens. Deshalb geht es in den Aussagen der Heiligen Schrift immer wieder um den Umgang mit Geld und Gut, um unser Reden und Schweigen, um unsere Neigung zu Streit und Unversöhnlichkeit, um das Miteinander der Geschlechter. Oder um es in einem Bild zu sagen: Der Glaube will die bestimmende Kraft in allen Zimmern unseres Lebenshauses sein – ob es um die Fragen unserer Altersvorsorge geht, um die Erziehung der Kinder oder das Verhältnis zu unseren schwierigen Nachbarn. Pfarrer Martin Niemöller, eine der besonderen Gestalten im vergangenen Jahrhundert in unserem Land – er war viele Jahre im KZ, später wurde er Kirchenpräsident – er hatte für sich als Leitfrage in den verschiedensten Situationen: „Was würde Jesus dazu sagen?“ Glau-

ben mitten im Leben, das ist ein Anspruch, der uns immer wieder auch zur Selbstprüfung führen muss.

Aber das ist auch ein Zuspruch ganz besonderer Arbeit. Der wird auch im Zusammenhang unseres Psalmwortes besonders deutlich. Der Psalmbeter hat in seinem Fragen und Nachdenken begriffen: Ich bin nie allein; der Gott, der mich gerufen hat, den ich kenne – und vor allem: der mich kennt, der lässt sich von mir nicht trennen. Er ist in allen Situationen bei mir. Er ist bei uns bei dem schwierigen Arzttermin am kommenden Dienstag; er steht hinter und neben uns, wenn wir an unserer Arbeitsstelle ein notvolles Gespräch zu führen haben. Er umgibt uns in mit seiner Gegenwart, wenn wir allein sind und scheinbar keine Freunde haben. – Auch wenn es unter uns schon fast ein wenig verbraucht ist, hat Dietrich Bonhoeffer an Silvester 1944 im Reichssicherheitsamt diese Zusage so festgehalten: „Von guten Mächten wunderbar geborgen ...“

Es ist in unserer Zeit und in unserer Gesellschaft mit Händen zu greifen, dass wir als christliche Gemeinde immer mehr in der Minderheit sind. Das christliche Abendland gehört längst der Vergangenheit an; gerade die Großstädte – so wie Hamburg – sind ein Beleg dafür. So wird unsere Zeit der der Urchristenheit immer ähnlicher, als die Christen auch deutlich in der Minderheit waren. Doch wie haben sie gelebt, wie ist es ihnen gelungen, das Evangelium weiterzutragen? Sie haben ihren Glauben mitten im Leben gelebt – als Kaufleute, als Sklaven, als Soldaten, als Handwerker – sie setzten die Weisungen ihres Herrn um und lebten in dem tiefen Vertrauen, dass er immer da ist; ja, er ist immer schon dort, wo wir hinkommen. Er lässt sich von uns nicht trennen.

Und der dritte Schritt: Glauben mit einem Ziel

Bei einem ersten Blick auf unsere Jahreslosung „Gott nahe zu sein ist mein Glück“ findet man dazu nichts. Aber der Satz ist ja nur ein Auszug aus dem Vers, der den Psalm 73 abschließt. In der bekannten Fassung von Martin Luther findet sich aber auch der Nachsatz, den wir nicht überhören sollten: „dass ich verkündige all dein Tun“ – oder wie es direkt aus dem Hebräischen übersetzt lautet: „auf dass ich erzähle all seine Taten“.

Wer mit Glauben beschenkt wurde, wer in die christliche Gemeinde geführt wurde – in aller Bruchstückhaftigkeit und Unvollkommenheit, der kann das alles nicht für sich behalten. Glauben ist nie Privatbesitz, der niemanden anderes etwas angeht. Glaube macht Beine, lässt weitersagen und weiterleben.

Das ist ja übrigens im Tiefsten auch der Grund, dass wir heute hier sind – natürlich das Fest, die Posaunen, die Freunde, aber alles hat doch irgendwann damit angefangen, dass es jemand wichtig war, dass wir glauben lernen, dass wir in die christliche Gemeinde kommen, dass wir mitarbeiten. Vielleicht damals unser Konfirmator oder der junge Mann, der die Jungbläsergruppe geleitet hat. Wir alle sind hier, weil uns andere etwas von ihrem Glauben, von Jesus gesagt haben. Lasst uns immer wieder einmal innehalten und Gott für diese Menschen danken.

Und heute sind wir dran – natürlich nicht alle von uns können predigen oder missionarische Gespräche führen. Das muss auch gar nicht sein. Aber dass wir authentisch sind, wie man heute sagt; dass wir echt sind, dass wir davon reden und leben, was unser Leben ausmacht.

Das sind ja in der Regel nicht die großen Geschichten und Ereignisse, aber warum sollten wir in den nächsten Tagen in unserem Umfeld nicht erzählen, dass wir an diesem Wochenende in Hamburg waren, und wie großartig es ist, mit so vielen Christen einen musikalischen Gottesdienst zu feiern.

Das Evangelium will weiter, deshalb erzählen von dem, was uns geschenkt ist! Es wird nicht umsonst sein.

Aber wenn man den Psalm insgesamt liest, merkt man, dass in den 28 Versen noch ein anderer Ton mitschwingt, der zentraler und wichtiger ist: Glaube mit einem Ziel, das meint nicht nur, dass wir die gute Nachricht weitergeben, sondern für uns persönlich vor allem, dass wir Gottes Ewigkeit und seiner großen Zukunft entgegengehen.

Kluge Köpfe haben schon vor langer Zeit festgehalten, dass es drei Fragen sind, die die Menschen bestimmen und umtreiben: einmal – wo kommen wir her? Dann: Was machen wir mit unserer Schuld; bzw. sind wir jemand verantwortlich? Und: Wo gehen wir hin? Ja – wo gehen wir hin? Wir kennen alle so manche Stammtischparolen – und wie viele unserer Zeitgenossen versuchen, der Frage nach dem Tod auszuweichen. Doch im Wissen um den Gott, der Himmel und Erde geschaffen hat, bleiben uns zwar die Details im Blick auf die Zukunft verschlossen, aber das Ziel, der Endpunkt ist uns versprochen. Wir gehen Gottes großem Tag entgegen. Oder wie es in unserem Psalm kurz vor unserem Vers heißt: „und nimmst mich am Ende in Ehren an“.

Heinrich Flierl war der erste Missionar, der 1886 von Neuendettelsau nach Papua Neuguinea entsandt wurde. Über 40 Jahre hat er dort gewirkt. Die ersten Jahren waren hart und notvoll. Als er und seine Frau eines ihrer Kinder beerdigen mussten, achtet die Einheimischen sehr darauf, wie sie sich verhielten. Natürlich war das schmerzvoll, die Trauer war stark, aber die Einheimischen merkten: Da ist etwas anders. Sie sagten zu ihnen: „Ihr könnt durch den Horizont sehen.“ Ja, der Glaube zielt auf die Begegnung mit Jesus in der neuen Welt Gottes. Wir können durch den Horizont sehen.

Deshalb kann man singen und spielen: „Mein ist der Heiland ... und Ich freu mich in dem Herren. ..“